

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1896

304 (29.12.1896) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 206



Nr. 206.

Karlsruhe, Dienstag, den 29. Dezember

1896

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Auf der Kunstreise.

Novellette von E. Olsen (Berlin).

Ende der achtziger Jahre entschlüpfte ich als fertige Kunstnovize den Händen meines großen Lehrers und kam nach Berlin. Drei volle Jahre war ich meiner Vaterstadt fern gewesen, um in Italien Gesangsstudien zu betreiben. Nun sollte ich hier aller Schüchternheit zum Trotz zum erstenmale vor sämtlichen geladenen, gebeten und „gepreßten“ Bekannten mein erstes Konzert geben. Meine Eltern, die mit Stolz und Sehnsucht des Tages harrten, an dem sich ihre Träume von dem „Familien-genie“ verwirklichen sollten, drängten mich dazu. Mein Sinn ging aber nach etwas anderem: Ich wollte mir außerhalb Berlins erst „Mut singen“ und Routine aneignen, ehe ich mich von den Splitterrichtern der großen Musikhauptstadt herunterreißen ließ. Ich plädierte deshalb für eine kleine Kunstreise; meine Eltern billigten schließlich meinen Plan — ich ließ mir von einem Agenten in einer kleinen Stadt nahe Berlins ein Konzert vorbereiten, und an einem kalten, nebligen Novembermorgen stieg ich seelenbergnüt mit Papa und meiner Schwester Elly, die mich als Anstands-dame begleiten sollte, in die Droschke, um nach dem Bahnhofe zu fahren.

„Du depechierst doch gleich über Deinen Erfolg?“ rief uns Papa noch in das geschlossene Coupé hinein — ein stolz bejahendes Lächeln meinerseits — und fort rollte der Zug. Unsere Mitreisenden, denen Papas vielversprechende Bemerkung nicht entgangen war, musterten uns neugierig und wohlgefällig, so daß ich mir schon ordentlich berühmt vorkam. Als nun Elly mir noch zulüftete, daß ich ganz chic aussähe, überließ ich mich den kühnsten Künstlerphantasien, schloß die Augen und lehnte mich in meine Fensterdecke zurück, um zu träumen.

Elly vertiefte sich in ein Buch. Und was las mein besorgtes Schwesterlein? Das Werk eines berühmten Gesangsmeisters, das „die Stimme, ihre Pflege und Erhaltung“ behandelte. Die gute Mama hatte ihr nämlich wohl zehnmal des Tages in allen Variationen eingeschärft, meine kostbare Stimme — sie hat wirklich Tausende gekostet — auf der Reise vor zu vielem Sprechen und mich selbst vor Aergern, Zugluft und Erkältung strengstens zu behüten.

So mochten wir ungefähr eine Stunde gefahren sein — da hörten wir zufällig aus dem Gespräche der Mitreisenden, daß wir, um nach F. zu gelangen, auf der vorigen Station hätten umsteigen müssen. Große Bestürzung unsererseits, — Elly aber suchte mich sofort zu beruhigen. „Sei nur nicht aufgeregert, — Aufregungen schaden der Stimme.“ Daß wir auf der nächsten Station aussteigen, Billets nachlösen und drei volle Stunden warten mußten, sagte sie scheinbar als eine besondere Fügung des Himmels auf.

Als wir endlich, endlich in der zweiten Nachmittagsstunde übermüdet und durchfroren in F. anlangten, fuhren wir sofort

ins Hotel, Elly bestand darauf, daß ich mich gleich zu Bett legen und der Ruhe pflegen sollte, während sie das Feld rekonnostrieren wollte. Nachdem ich auf ihren Rat ein Beefsteak und drei Eier vertilgt hatte, während sie mir aus ihrem italienischen Kunstbäcker vorlas, wie sich große Sänger am Tage ihres Auftretens verhielten, was sie aßen und tranken u. c., setzte sie ihr Pelzmütchen wieder auf und begab sich mit ungeheurer würdevoller Miene auf den Weg, um Erkundigungen einzuziehen.

Inzwischen legte ich mich ein wenig nieder und träumte im Halbschlaf einen echten Künstlertraum. In einem überfüllten Saale sah ich mich auf dem Podium stehen, das Ziel von tausend bewundernden Blicken, nach meinem Singen mit nicht enden wollenem Beifall überschüttet. Immer wieder mußte ich mich dankend verneigen und es zum Schluß über mich ergehen lassen, daß die akademische Jugend in F. mir ein Hoch brachte und sich sogar vor meinen Wagen spannen wollte. Noch höre ich das Getrappel der Menge, ihr Lärmen, Jöhlen und Schreien — da weckt mich ein Klopfen an meiner Thür . . . ich fahre erschreckt auf, öffne — und herein tritt Elly, langsam, mit gesenktem Haupte, eine Niobe an Trauer.

„Kind, um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief ich erschrocken und ungewiß, wie ich ihre Miene deuten sollte.

„Hedda,“ sagte sie, bemüht, ihre Gesichtsmuskeln zu einem gleichgültigen Ausdruck zu zwingen, was ihr gründlich mißlang, „thu' mir den einzigen Gefallen und reg' Dich nicht auf! Es ist ja weiter nichts — — denn bis jetzt — — doch es kann ja noch kommen — — man darf doch nicht gleich die Flinte ins Korn werfen — — und bis heute Abend — es ist eben eine Kleinstadt, siehst Du, da denken die Leute, sie haben noch Zeit, wenn sie — sie —“

„Ja, aber was denn?“ unterbrach ich sie ungeduldig, „wovon sprichst Du denn?“

„Na, die Billets — aber reg' Dich nur nicht auf! — Ach, weißt Du, trink doch rasch noch ein paar rohe Eier — hier in dem Buch steht —“

„Laß mich in Ruhe mit den Eiern,“ erwiderte ich ihr außer mir. „Das soll wohl heißen, daß nicht alle Billets verkauft sind? Du willst mich wohl zum Besten haben, damit ich auf meiner ersten Kunstreise nicht zu stolz werde? Auf die Kosten werden wir doch aber jedenfalls kommen?“

Verstört irrten Ellys Augen von einem Gegenstand zum andern, als ob sie irgend etwas Unvorhergesehenes erwartete, das die Situation ändern könnte.

„Hedda,“ begann sie dann wieder verschüchtert mit der Miene eines Schulbigen, der sich das Geständnis eines begangenen Verbrechens von der Seele reden will — „ich gebe ja die Hoffnung noch nicht auf — — und der Buchhändler, der die Billets verkauft, auch nicht — und der Besitzer des Saales ebenfalls nicht, — auch habe ich schon mit einigen einflussreichen Leuten gesprochen, die hier eine ausgebreitete Verwandtschaft

haben sollen — aber reg' Dich nur nicht auf, sonst krieg' ich es nachher von Mama — denn — denn bis jetzt — ist erst ein Billet verkauft!

Maus wars. Totenstille folgte. . . Wir getrauten uns nicht, einander anzusehen, so erschütternd hatte die Hiobspost auf uns gewirkt. Ein Billet verkauft! Am Nachmittag des Konzerttages!

„Erzähle mir alles,“ sagte ich endlich dumpf. „Was sagten die Leute?“

„Nun, wenn noch große, rote Plakate angeklebt würden, damit jeder mit der Nase daraufgestoßen wird — die Annoncen in der Zeitung waren nämlich sehr klein und standen nicht im Hauptblättchen — wenn ferner die Preise ermäßigt würden, denn es seien viel zu hohe angelegt worden, sagen alle. . . Selbst dieses kleine F. ist ja mit Konzerten überhäuft. Und dann der Hauptgrund: — gerade heute haben sie hier ihren großen Kasinoball. . .“

Ich kniete zusammen. Da klopfte es wieder und auf der Thürschwelle erschien mit Koffer und Schachteln meine „gütige Mitwirkung“, die Pianistin aus Berlin. Das hatte noch zur Erhöhung der Gemütlichkeit gefehlt! Erregte Auseinandersetzungen folgten, hundert Pläne wurden geschmiedet und wieder verworfen, und schließlich mochte keines mehr etwas reden. Es war ein paradiesisches Idyll: Ich, mit der Wiene einer entthronten Göttin das Zimmer durchrasend, Elly abwechselnd im Kursbuch und in der „Erhaltung der Stimme“ studierend, und endlich die gefällige Mitwirkung mit einem höchst ungeschicklichen und verschmüpften Gesicht noch in Hut und Regenmantel auf dem Sopha!

„Sie erlauben wohl,“ hob die Pianistin schließlich wieder an, „daß ich mich jetzt auf mein Zimmer zurückziehe, um mich von den Strapazen der Reise und dem eben gehaltenen Schreie zu erholen. — O, meine Nerven!“

Damit ging sie. Was aber sollten wir thun? Ich war aus allen Himmeln gestürzt, verzweifelte schon an meinem Beruf zur Künstlerin, an der göttlichen Vorsehung, und erging mich in Schmädhungen auf die Krähenwinkler, diese Kleinstadtbabaren, die einen Kasinoball einem Kunstgenuß vorzogen! „Nur fort aus diesem Nest!“ rief ich, „und so schnell als möglich!“

Elly klappte die beiden Bücher zu und sagte: „Der nächste Zug geht in einer Stunde, — aber —“ und in ihren Augen blühte es übermäßig, — „weißt Du was, Hedda, ich möchte für mein Leben gern rausbekommen, wer der einzige Kunstfreund dieser Stadt ist. — Dieser „Er, der Herrlichste von allen“, der das Billet gekauft hat, — o, ich könnte ihn umarmen und an mein liebendes Schwesterherz drücken!“

Wir lachten beide, denn sie parodierte famos. Unsere gute Laune war mit einem Schlage wieder hergestellt und Elly war eben dabei, mir ihren Plan höchst drastisch zu entwickeln, als es an der Thür klopfte.

Auf unser zweistimmiges „Herein“ erschien im Thürschwamm ein junger Mann von sehr distinguiertem, fast großstädtischem Aussehen, mit dem seine frische und gesunde Gesichtsfarbe einigermaßen kontrastierte.

„Die Damen verzeihen, wenn ich stören sollte,“ begann er etwas verwirrt, „aber ich suchte vergebens nach einer Zofe, die mich bei Ihnen anmelden sollte.“

Elly wollte laut aufquieschen bei dem Gedanken, daß wir eine „Zofe“ halten sollten. Ich aber unterdrückte mit einem raschen Blick den Ausbruch ihrer Ausgelassenheit, nahm eine würdevolle Wiene an und fragte den jungen Mann nach seinem Begehren.

„Gestatten Sie, meine Damen, daß ich mich Ihnen vorstelle; mein Name ist Helbig.“

„Bitte, nehmen Sie gefälligst Platz,“ sagte ich mit einer entsprechenden Handbewegung.

„Helbig?“ wiederholte Elly ziemlich vorlaut, — „ach, ich erinnere mich, — Sie sind ja die hohe Obrigkeit, der Herr Bürgermeister in diesem Ne — dieser entzückenden Stadt, nicht wahr?“

„Doch nicht, gnädiges Fräulein,“ entgegnete unser Besuch mit leichtem Lächeln, „das bin nicht ich, das ist mein Vater. Aber Sie scheinen mit unserer Stadt nicht sonderlich zufrieden zu sein?“

„O ja, sehr“, fiel ich schnell ein, „denken Sie nur, es ist ja schon ein Billet zu meinem heutigen Konzert verkauft; das verpflichtet doch, nicht wahr?“

Unser neuer Gast wurde etwas verlegen, erhob sich von

seinem Platze und sagte: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen eine kleine Rede halte, die Ihnen den Zweck meines Kommens erklären soll. . . Nämlich — hm, — derjenige, der das eine Billet gekauft hat — — war ich!“

„Ach!!!“

Ich errödete, Elly erlebte, und er fuhr fort:

„Ich bin nämlich ein sehr närrischer Musikfreund, wie ihn unsere kleine Stadt nicht zum zweitenmale hat. Ohne Sie zu kennen, habe ich schon seit der Ankündigung des Konzertes nach Ihrer Ankunft geforscht. Ich hätte gern den Kasinoball verschoben lassen, — es ging leider nicht. Das klägliche Resultat des Verkaufs habe ich eben beim Buchhändler erfahren und so bin ich denn hergekommen, um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht geneigt wären, das Konzert auf — sagen wir — morgen zu verlegen.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr! Ich weiß garnicht wie — — was meinst Du, Elly?“

„Morgen? Kostbar!“ rief diese naserrämpfend. „Damit dann vielleicht noch anderthalb Billets verkauft sind! Ich danke!“

„Sie spotten schon wieder,“ seufzte der Affessor, denn als solcher entpuppte er sich später, „aber ich verbürge mich mit meinem Wort, daß dann der Saal gefüllt sein wird.“

„Sehr ulkig“, machte Elly ungläubig.

„Wie gesagt, ich verspreche es. Aber — ich habe noch ein Gefuch auf dem Herzen. Ich würde es lebhaft bedauern, wenn die Damen den heutigen Abend so ohne Sang und Klang verbringen würden, und darum bitte ich Sie, im Namen meiner Eltern — also auch im Namen der Stadt — herzlich, an unserm heutigen Balle teilzunehmen!“

Wir sahen uns beide überrascht an. Aber unser ganzer Ausflug stand ja unter dem Zeichen der Wertwürdigkeit. Trostdem machten wir Einwendungen.

„Sie nehmen es mir doch nicht etwa übel? Eigentlich hätten Sie ja ein Recht dazu. Ich komme fremd und vielleicht ungeladen, nur von meinem Musikfium, und — wenn ich so sagen darf — einem guten Stern geleitet, zu Ihnen. . . Aber — Sympathie ist Sache des Augenblicks“ — und er reichte mir die Hand hin, „schlagen Sie ein: Sie kommen, nicht wahr?“

Ich sah nach Elly hin. Sie stand abseits und war ganz rot geworden.

„Ja, wenn Du willst, Hedda,“ begann sie etwas verwirrt, und dann plötzlich erwachte das Bewußtsein ihrer Pflichten wieder in ihr: „Aber tanzen darfst Du nicht, denn das schadet der Stimme, und langes Aufbleiben ist ebenfalls verboten — bei der kalten Nachtluft —“

„Was das betrifft, so kann ich Ihre Besorgnis sofort verschweigen, gnädiges Fräulein, denn erstens findet der Ball hier in Ihrem Hotel statt, — bitte, erste Etage links, — und dann wird überhaupt nicht der Schwerpunkt auf's Tanzen gelegt, denn — es ist ein Maskenball! Gestatten Sie,“ fuhr er weiter fort, ohne auch nur im geringsten auf unsere Mhs und Ohs zu achten, „daß ich alle weiteren Hindernisse ebenfalls im Sturm nehme. Ererbtes Soldatenblut, meine Gnädige, das schlägt nicht aus der Art,“ setzte er lachend hinzu, „Sie können ruhig in Ihrem Konzertkleid mit schwarzer Maske erscheinen; um zwölf Uhr fallen dann die Vermummungen und Sie singen auf meine öffentliche Bitte ein Lied, nicht wahr? Ihre Pianistin muß natürlich auch zum Ball. Ich zweifle nicht, daß alle von Ihrem Gesange entzückt sein und tags darauf zu Ihrem Konzert strömen werden!“

„Brachtwoll,“ rief Elly, die schon ganz gewonnen war, und klatschte in die Hände.

„Und Sie, verehrtes, gnädiges Fräulein, Sie denke ich mir entzückt in einem Kostüm à la Mignon.“ und Elly mit leuchtenden Augen anblickend, fügte er hinzu: „Wenn Sie deswegen den Rat meiner Mutter annehmen würden, — ich zweifle nicht, daß es ihr ein großes Vergnügen sein wird, Ihnen in dieser Angelegenheit beifällig zu sein.“

Damit empfahl er sich. Schon nach einer halben Stunde erhielten wir eine äußerst lebenswürdige Einladung von der Frau Bürgermeister zum „Kaffee mit Toilettenberatung“. Wir gingen frohgemut hin, und die Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft der Wirte, ihr reges und warmes Kunstverständnis söhnten mich mit allem Unangenehmen, das mir der Tag vorher gebracht hatte, vollständig aus. — Die Frau Bürgermeister befiel Elly gleich da und b

esorgte ihre Toilette bis ins Kleinste.

Wie sie das in der kurzen Zeit noch fertig brachte, blieb ihr Geheimnis.

Auf dem Ball fiel „Mignon“ allen auf. Sie sah aber auch zu reizend aus! Ein langes, weißes, weiches Gewand umschloß die zarte Gestalt, die schwarzen Locken, die das blasse Gesichtchen umrahmten, wurden von einem blauen Bande gehalten; in der Hand trug sie eine Guitarre. Das Kostüm war wie für sie geschaffen, und der Assessor Helbig wich nicht von ihrer Seite.

In der Pause nach der Demaschierung hielt er eine kurze Rede, worin er den Gästen mittheilte, daß eine Künstlerin unter ihnen weile, die der Stadt die Ehre gegeben hätte, sich hier anzukündigen. Er schloß mit der völlig „unvorbereiteten“ Bitte an mich, der Gesellschaft doch schon jetzt den Genuß eines Liedes zu gewähren.

Ich sang, und über den Erfolg dieses improvisierten Mitternachtskonzerts hatte ich mich wahrlich nicht zu beklagen. Hätte ich dem Beifall nachgegeben, so wäre mir von meinem Repertoire für den anderen Abend fast nichts übrig geblieben.

Tags darauf fand dann das Konzert statt. Der Assessor hatte Recht behalten, der Saal war dicht besetzt. Und ich sang — so stolz, glücklich und siegesicher, wie nie zuvor und muß es aus Bescheidenheit verschweigen, was der Telegraph am selben Abend den Eltern über meinen glorreichen Erfolg nach Berlin triumphierte.

Aber noch jemand anderes hatte auf dieser Kunstreise einen dauernden Erfolg zu verzeichnen. Das zeigte sich zwei Monate später, als ich im Trudel der Großstadt und des ersten Konzertsmeisters mein Abenteuer in F. schon fast vergessen hatte. Und wenn ich der Kürze halber bemerke, daß auf der Visitenkarte meiner Schwester Elly heute die gewichtigen Worte stehen: „Frau Landgerichtsrat Helbig“, so erspare ich mir die Umstände einer weitläufigen Erzählung. Der kleine Kunstausflug jenes Winters brachte mir die ersten Lorbeeren, ihr aber die Myrthe, die von den meisten jungen Damen auch heute noch immer begehrenswerter gefunden wird, als das immerwährende „Kunstgenüß“.

Der Sieger von Aschod.

Zum 100. Geburtstag des Feldmarschalls Steinmeyer.

Von Dr. Julius Pajig (Berlin).

Der 27. Dezember ist ein Gedenktage, der mit der Wiedergeburt Deutschlands und der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs durch den vereinigten Kaiser Wilhelm I. in gewissem Zusammenhange steht, denn an diesem Tage vor hundert Jahren wurde einer der Paladine des großen Kaisers geboren, der auch ein „Marschall Vorwärts“ genannt werden kann, da er den langen Wägen stets ein kühnes Vorgehen vorzog: das ist der Generalfeldmarschall Karl Friedrich v. Steinmeyer, der am 27. Dezember 1796 in Eisenach das Licht der Welt erblickte.

Sein Vater, der schon als Lieutenant den Abschied genommen hatte, starb so frühzeitig, daß der Sohn, der im Alter von zehn Jahren mit seinem älteren Bruder in das Kadettenhaus in Kulm eintrat, sich seiner später kaum erinnern konnte. Im Jahre 1811 kam der junge Steinmeyer in das Kadettenkorps zu Berlin und wurde, da es an Offizieren mangelte, bereits im Alter von sechzehn Jahren Lieutenant im ersten Garderegiment, jedoch schon nach kurzer Zeit zum Yorkschen Korps in das erste ostpreussische Infanterieregiment versetzt. Wenn wäre er bei der Kavallerie, für die er schon damals eine große Vorliebe hatte, eingetreten, doch seine Vermögensverhältnisse waren so wenig glänzende, daß ihm sogar zwei Tanten seine Offiziersausstattung beschaffen mußten. Aber er war Soldat mit Leib und Seele, und was er später geworden ist, hat er zum guten Teil dem Beispiele Yorks zu verdanken, von dem er später selbst dankbar bekannte: „Von ihm habe ich Zucht gelernt und was ein Führer wert ist, der das Vertrauen seiner Truppen besitzt“.

In der Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai 1813 empfing der kleine Lieutenant die Feuerkugel; er hatte wie ein Löwe gekämpft, und eine Kugel war ihm in die Halsbinde gedrungen, deren feste Einlage jedoch ihre tödliche Kraft unschädlich gemacht hatte. Kurze Zeit darauf, am 19. Mai, wurde er bei Königswarthe verwundet, indem eine Gewehrkugel ihm den linken Mittelfinger wegriß und eine Hautwunde quer über den Leib beibrachte, doch hielten ihn diese Verwundungen nicht ab, schon am 21. Mai auf einem Pferde seines Oheims, der Oberst und Brigadeführer war, die Schlacht bei Bautzen mitzumachen. Da ihm seine Wunden doch mehr zu schaffen machten, als er anfangs glaubte, nahm er während des nach der Schlacht eingetretenen Waffenstillstandes eine Einladung dieses Oheims, der in Schlesien ein Gut besaß, an und fand hier unter der Pflege seiner hübschen Cousine Julie, die später seine Gattin werden sollte, Heilung von seinen Wunden.

Als im August die Feindseligkeiten wieder begannen, eilte auch Steinmeyer wieder zu den Fahnen und kämpfte in den Gefechten bei Löwenberg und bei Goldberg, sowie in der großen Schlacht an der Katzbach mit, wobei er sich wiederholt auszeichnete. In der Schlacht bei Wartenburg am 8. Oktober entging er auf ganz merkwürdige Weise dem Tode. Während er sich umdrehte, um seine Leute anzufeuern, riß eine Kanonenkugel dem vor ihm marschierenden Manne beide Beine weg und warf Steinmeyer, ohne ihm weiter zu schaden, platt zur Erde. Er sprang wieder auf, und vorwärts ging es, als wenn nichts geschehen wäre, trotzdem ihm die Kugel hinten Hock und Hufe zerlegt hatte.

Nach der gewaltigen Völkerschlacht bei Leipzig marschierten die Verbündeten auf Paris los, und auch Steinmeyer kam mit seinem Regiment bis vor die stolze französische Hauptstadt. Freilich war es ihm nicht vergönnt, den Siegeszug in die Stadt mitzumachen, da das York'sche Korps, dessen Leute infolge der enormen Strapazen abgerissen und schmutzig aussahen, höherer Verfügung zufolge auf die Ehre des Einzugs verzichten mußte. Als es aber nach dem Einzuge den einzelnen Soldaten erlaubt wurde, Paris zu besuchen, ließ sich auch Lieutenant von Steinmeyer, den sein König nunmehr für seine Tapferkeit mit dem eisernen Kreuze geschmückt hatte, die Gelegenheit nicht entgehen, sich die Kiesenstadt anzusehen.

Nachdem im April 1814 Napoleon seines Thrones verlustig erklärt und ihm die kleine Insel Elba zum Wohnsitz angewiesen worden war, traten die verbündeten Heere den Heimmarsch an. Steinmeyer kam mit seinem ostpreussischen Regiment nach Petersburg in Garnison, aber keine Freunde, keine Verwandten begrüßten den siegreich heimkehrenden jungen Krieger, da sein letzter Bruder bei Leipzig gefallen war und seine Mutter in weiter Ferne weilte. Hier in dem kleinen Garnisonstädtchen widmete er sich mit allem Eifer der Erweiterung und Vervollkommnung seiner militärischen Kenntnisse, als nach kaum dreiviertel Jahren auf die Kunde, daß Napoleon Elba verlassen und in Paris erschienen sei, die Truppen wieder in Frankreich einrückten. Steinmeyer kam mit dem ersten ostpreussischen Infanterieregiment wieder vor Paris und machte diesmal den am 7. Juli erfolgenden Truppeneinzug in die stolze Hauptstadt mit. Als er nach fast drei Monaten wieder in seine Garnison einzog, war er erst neunzehn Jahre alt, hatte aber schon dreizehn Gefechte und Schlachten mitgemacht, und ein reicher Ruhmeskranz schlang sich um sein junges Haupt.

Im Jahre 1818 war Steinmeyer beim 2. Garderegiment zu Fuß eingetreten und besuchte, nachdem er zuvor zum Premierlieutenant ernannt worden war, die allgemeine Kriegsschule, wo er zuletzt besonders in topographischen Bureau thätig war. Da er bei dem Mangel an irdischen Gütern, den er besonders bitter bei seinem Eintritt in die Garde zu empfinden hatte, nicht an den kostspieligen Vergnügungen seiner Kameraden teilnehmen konnte, widmete er sich mit besonderem Fleiß dem Studium der Militärwissenschaften, und wenn mitunter die Selbstbeherrschung, die er sich auferlegen mußte, seinem feurigen Sinne sauer ankam, fand er Trost und neue Kraft in seinem alten Wahlsprüche: „In des Lebens allerträglichsten Stunden lindert Thätigkeit des Herzens Wunden.“

Das Jahr 1824 brachte eine angenehme Abwechslung in das nur der eisernen Pflicht gewidmete Leben des jungen Offiziers. Einer Einladung seines Onkels folgend, unternahm er eine Urlaubsreise nach dessen Landgütern Frankenstein in Schlesien, und hier ging in seinem Herzen die Liebe auf, die Liebe zu seiner reizenden Cousine Julie, unter deren sorgfamen Pflege er vor Jahren von seinen Wunden genesen war, und die auch ihrerseits seit jener Zeit eine stille Neigung zu ihrem tapferen Vetter hatte. Der Onkel gab gern seine Einwilligung, und so wurde dann die Verlobung gefeiert, der ein Jahr später die Vermählung des jungen Paares folgte.

Im Jahre 1829 wurde Steinmeyer Hauptmann zweiter Klasse im Garde-Reserveregiment zu Potsdam, und 1835 erhielt er das Patent als Hauptmann erster Klasse im Kaiser Franz-Grenadier-Regiment zu Berlin. Aber daselbe Jahr brachte ihm auch einen tiefen Schmerz durch den Tod seiner Mutter. Vier Jahre später wurde er als Major des Garde-Landwehr-Bataillons nach Düsseldorf versetzt, und schon im Jahre 1841 wurde er zum Bataillonskommandeur im Garde-Reserveregiment zu Spandau ernannt. Er führte das glücklichste Familienleben; seine Frau hatte ihm drei Kinder, einen Knaben und zwei Mädchen geschenkt, von denen jedoch nur die älteste Tochter Selma ein reiferes Alter erreichte. Es war ein rührendes Verhältnis, das dieses Kind mit dem oft strengen, ja rauhen Vater verband, ein Verhältnis, wie es wohl selten zwischen Vater und Tochter bestanden hat.

Das Jahr 1848 versetzte ihn in ganz ungeahnter Weise wieder in kriegerische Thätigkeit, nachdem er 33 Jahre lang nur den Friedensübungen gelebt hatte. In den Truppen, die zum Schutze der von den Dänen arg bedrängten Herzogtümer bestimmt waren, gehörte auch das Königsregiment, dessen Kommandeur er geworden war, und an der Spitze seines Regiments griff Steinmeyer in der Schlacht bei Schleswig den Feind so thatkräftig an, und zeichnete sich so glänzend aus, daß ihm der Oberbefehlshaber, Feldmarschall Wrangel, den Erfolg des Tages in seiner jowalen Weise selbst

zuschrieb, indem er zu ihm sagte: „Du hast das Gefecht bei Schleswig entschieden!“ Nach geschlossenem Waffenstillstand kam Major v. Steinmetz mit seinem Stabe nach Nieder-Schönhausen im Norden Berlins zu liegen, und hier zeigte der Prinz von Preußen, der nachmalige ruhmreiche Kaiser Wilhelm I., wie sehr er den tüchtigen und tapferen Regimentskommandeur schätzte, indem er ihm eigenhändig den höchsten militärischen Orden Pour le mérite umhängte. 1851 wurde Steinmetz zum Oberst und Kommandeur des Kadettenkorps ernannt, wo er Gelegenheit hatte, auch sein hervorragendes erzieherisches Talent zu bewähren, und kam dann auf einige Jahre als Kommandant nach Magdeburg.

Im Jahre 1857 wurde er zum Generalmajor und Kommandeur der 4. Garde-Infanteriebrigade befördert, aber schon 1/2 Jahr später als Kommandeur der 1. Division nach Königsberg versetzt, wo ihm König Wilhelm, nachdem er ihn vorher zum Generalleutnant befördert hatte, am Krönungstage, dem 18. Oktober 1861, den Roten Adlerorden 1. Klasse überreichte. 1863 kam er als kommandierender General des 2. Armeekorps nach Stettin, und hier feierte er in demselben Jahre sein 50jähriges Militärdienstjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm seine alte Division einen prachtvollen Ehrenbogen überreichte. Aber in derselben Zeit traf ihn abermals ein herber Verlust, indem ihm seine treue Gattin nach 33jähriger glücklicher Ehe durch den Tod entzogen wurde. Der alte Held kam sich nun ganz verwaist vor, so daß er ausrief: „Nun habe ich nur Gott und den Dienst.“ Und der Dienst führte ihn im Jahre 1864 als Kommandeur des 5. Armeekorps nach Posen, wo er zum General der Infanterie ernannt wurde.

Und der König hatte sich nicht getäuscht, wenn er in Steinmetz einen hervorragenden Heerführer erblickte. Das zeigte sich deutlich im Kriege 1866, in welchem das 5. Armeekorps zu der unter dem Oberbefehl des Kronprinzen stehenden II. Armee gehörte. Da war es Steinmetz, der durch die siegreiche Schlacht bei Nachod am 27. Juni und die blutigen Siege bei Stalitz und Schweinschädel am 28. und 29. Juni die Erfolge der großen Entscheidungsschlacht bei Königgrätz vorbereitete. Welch große Bedeutung und Tragweite diese Siege hatten, geht am besten aus folgendem Briefe hervor, den König Wilhelm am 1. Juli an seinen siegreichen General schrieb:

„Durch die nunmehr zugegangenen Meldungen des Kronprinzen, meines Sohnes, als Kommandierenden der zweiten Armee, erweisen sich die viertägigen Siege, welche Sie, Herr General, mit Ihrem tapferen, ausgezeichneten fünften Armeekorps errungen haben, von solcher Wichtigkeit und Entschiedenheit für die Operationen der ganzen Armee, zugleich aber von solchem Umfange an sieben- und zwanzigsten und achtundzwanzigsten, daß sie einer selbständig gelieferten, zweitägigen Schlacht gleichkommen, so daß ich Ihnen für Ihre ausgezeichnete Leitung und Führung derselben Meine königliche Anerkennung im höchsten und vollsten Maße hiermit aussprechen muß. Nur Ihrer Energie und Ihrer Einwirkung auf Ihre braven Truppen ist es zuzuschreiben, daß dieselben durch ihre Tapferkeit und Ausdauer täglich frischen und überlegenen feindlichen Korps die Stirne bieten konnten und sie jedesmal besiegten. Und Sie, Herr General, haben somit die Ehre, die schwierigen Operationen größtenteils gelingen zu machen, die ich der gesamten Armee gestellt hatte, deren Konzentration aus Schlesien und Sachsen in Böhmen zu bewirken.“

Als Anerkennung verlieh ihm der König den hohen Orden vom Schwarzen Adler, sowie das dazu gehörige Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern. Sodann ernannte er ihn zum Chef des 37. Jägerregiments, das dem General in erster Linie zum Siege bei Nachod verholfen hatte, und dem später Kaiser Wilhelm II. für ewige Zeiten den Namen „Regiment Steinmetz“ gegeben hat.

Auch glänzende Proben persönlicher Tapferkeit gab der bereits siebenzig Jahre alte General. Ein beredtes Beispiel dafür ist folgende Episode aus der Schlacht bei Nachod, in der Steinmetz fast wie durch ein Wunder dem Tode entging: Der Hauptmann einer Vorhutbatterie meldete dem General v. Steinmetz, daß seine Batterie auf's höchste gefährdet und kaum noch zu halten sei. Steinmetz ritt sogleich selbst auf die Höhe, wo die Batterie als ein Bild furchtbarer Zerstörung stand. Da sagte er: „Ja, das geht nicht. Aber weg geht auch nicht. Golen Sie Succurs, ich bleibe hier.“ Der Hauptmann ritt davon, um Hilfe herbeizuschaffen, indessen schlugen die Granaten überall neben dem General ein. „Erzählen, hier kommen sie nicht“, konnte sich sein Reitknecht nicht enthalten zu sagen. „Uns treffen sie nicht!“ erwiderte Steinmetz in ruhiger Gleichgültigkeit. Dieses Wort eignete sich seit dem Tage von Nachod das ganze fünfte Armeekorps an, und wenn eine Truppe den feindlichen Kugeln ausgesetzt war, so hieß es stets: „Uns treffen sie nicht!“

Nachdem Steinmetz nach Beendigung des Krieges sein ruhmreiches fünftes Armeekorps wieder nach Posen zurückgeführt hatte, ging er noch im Jahre 1867 eine neue Ehe mit der jugendlich schönen Tochter Elise seines Brigadegenerals v. Krosigk ein. Aber nur drei Jahre füllten häuslichen Glückes waren ihm beschieden, denn 1870 riefen die Trompeten den greisen Helden wieder in den

Krieg gegen Frankreich, bei dessen Ausbruch er zum Oberbefehlshaber der I. Armee ernannt wurde. Freilich war es nur im Anfang des Krieges, wo er an den kriegerischen Operationen thätigen Anteil nahm, denn nachdem er die blutigen Schlachten von Spicheren und Gravelotte mitgeschlagen und mit seiner Armee an der Belagerung von Metz teilgenommen hatte, wurde er, sei es infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Oberfeldherrn Prinz Friedrich Karl, sei es wegen seines etwas eigenmächtigen Vorgehens oder aus anderen militärischen Rücksichten, am 12. September abberufen und als Generalgouverneur nach Posen versetzt. Am 8. April verließ ihm bei seinem Uebertritt in den Ruhestand König Wilhelm I. den Charakter als Generalfeldmarschall, und damit hatte er die höchste militärische Staffel erreicht.

Nun zog er sich nach Görlitz zurück und lebte hier in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Gemahlin, an der er eine treue Pflegerin in seinem Alter hatte. Am 5. März 1873 wurde ihm noch die Freude zuteil, sein 60jähriges Dienstjubiläum feiern zu können, bei welcher Gelegenheit sein König, der ihn schon vorher zum Herrenhausmitglied ernannt hatte, ihm seine Wüste schenkte; aber während eines Aufenthaltes in dem schlesischen Badeort Landeck setzte in der Nacht vom 3. zum 4. August 1877 ein plötzlicher Tod seinem thätigen und ruhmreichen Leben ein Ende.

Feldmarschall Steinmetz ist nicht mit Unrecht mit Blücher verglichen worden. Sein energisches, mitunter rüchichtsloses Vorgehen, seine gedrungene, kernige Erscheinung mit den feurigen Augen und buschigen Brauen, seine klare und bündige Sprache, wie zum Kommandieren geschaffen, wirkte begeisternd auf seine Soldaten, die ihn wohl wegen seiner unerbittlichen Strenge fürchteten, aber auch wegen seiner Gerechtigkeit, seines Wohlwollens und seiner Menschenfreundlichkeit wie einen Vater liebten, und deren ganzes Vertrauen er besaß. Selten ist es einem Heerführer beschieden gewesen, von seiner ersten militärischen Laufbahn an bis in sein hohes Alter in so vielen und gewaltigen Schlachten mitzukämpfen und so Großes zu erreichen, und so lange die Geschichte Kaiser Wilhelm den Großen nennt, wird auch das Gedächtnis des Feldmarschalls Steinmetz als eines seiner besten Paladine in Ehren bleiben.

Preis-Rästel.

Der Verfasser des Preis-Rästels „Brieftaube“ war sehr überrascht, daß nicht weniger als 360 richtige Lösungen eingegangen sind; er hatte erwartet, daß die Lösung niemandem oder nur sehr wenigen gelingen würde. Nun behauptet er, die gestellte Frist sei zu lang; wir müßten dieselbe in Zukunft abkürzen, damit die Lösung nicht Zeit habe, sich herumsprechern. Wir haben ihm versprochen, einen Tag der Lösungsfreit zu kürzen. Daraufhin hat er ein neues Preis-Rästel verfaßt, von dem er fest behauptet, daß niemand es lösen werde, obgleich jeder beim Bekanntgeben der Lösung eingesehen müsse, daß sie völlig zutreffend sei. Wir bitten unsere geehrten Verehrten und Leser, sich recht anzustrengen, damit der Verfasser nicht über sie triumphiert.

Bei dieser Gelegenheit machen wir bekannt, daß wir sehr gerne hübsche Original-Rästel aus unserm Verstreute entgegennehmen und als Preis-Rästel abdrucken werden, wenn sie sich dazu eignen. Wer also Sinn dafür hat, der möge sich in der Herstellung solcher Rästel versuchen. Für Brauchbares werden wir uns durch Uebersetzung eines hübschen Buches erkenntlich zeigen.

- Das heutige Preis-Rästel lautet:
- Obwohl mein Leib nicht ehbar ist,
Gar manches Tierchen von mir frist,
Ich liege auf der Erde flach,
Mein Haupt strebt zu dem Himmelssaag.
- Unter den Einsendern der bis zum Donnerstag, den 31. Dez. 1896 nachmittags 2 1/2 Uhr in unsern Besitz gelangenden richtigen Lösungen werden folgende Preise durch das Los verteilt:
1. Preis: „Majus Volksmärchen der Deutschen“, für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von Dr. Moriz Wils, Gotthard Müller, mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen und 8 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Hermann Vogel. 2. Auflage, Stuttgart 1896. Gebunden mit Silberdecke.
 2. Preis: „Novellen von Adolf Schmitthenner“, Leipzig 1896. In elegantem Einband mit Goldprägung.
 3. Preis: „Annabärgel“, eine Erzählung für junge Mädchen von Elise Hofmann, mit 8 Zombudsbildern von Erdm. Wagner. Stuttgart 1896. Gebunden in Silberdecke.
 4. Preis: „König Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich“ nach den besten Quellen für jung und alt erzählt von L. Würdlig, Glogau 1896. (Aus Carl Hinmings vaterländischen Jugendschriften.)

Denksprüche.

Der Mensch bedarf der Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele:
Nur in dem Ganzen wirkt er.
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle. Schiller.

„Ländlich sittlich“ ist ein großes Geheimnis, sich in jedem Lande, das einem zum Aufenthaltsorte angewiesen ist, zu gefallen.
Gabriele v. Bülow.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.